

Soziologische Probleme der Todeskontrolle“ und kommt zum Schluß, daß sich „die Selbstbegrenzung des bio-technischen Bereichs andeutet“.

W. Thomas stellt „Erwägungen über einen Beitrag der Pädagogik zum Thema Tod“ an; es ginge „um die Erziehung zur Fähigkeit einer am Glück orientierten Lebensgestaltung angesichts von Endlichkeit und Tod und die Erziehung zum Einsatz für die Bedingungen der Möglichkeit eines solchen glücklichen Lebens“ (168).

Giesbert Greshake beschließt diesen empfehlenswerten Sammelband mit seinen „Bemühungen um eine Theologie des Sterbens“, indem er das Sterben in der Sicht der Hl. Schrift darstellt. Der Tod zeigt eine Doppelgesichtigkeit: Er ist Vollendung des menschlichen Lebens in Gott und Besiegelung der Ohnmacht des sich selbst suchenden Lebens (180).

Gerade der Arzt weiß, daß es den „Tod ohne Sterben“ gibt, der plötzliche Tod durch Krankheit, Krieg und Unfall. Es ist aber tröstlich zu wissen: indem Jesus den sinnwidrigen Tod als eigenen übernahm und eben diesem Tod die neue Zukunft der Auferstehung eröffnete, zeigte er, daß er auch dem Sterben all derer nahe ist, die ohne Reifung und Vollendung den banalen, sinnlosen und plötzlichen Tod sterben. So gibt Jesu Tod jedem Tod Hoffnung, und Hoffnung ist die eigentliche Botschaft, welche der christliche Glaube vom Tod und Sterben hat (184). *Gottfried Roth, Wien*

Sterbenslüge

Jean Améry, Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart 1976, ca. 140 Seiten.

Wie Werbeanzeigen verkünden, steckt — nach H. Heißenbüttel — in diesem Buch „in der Tat ein Beitrag zur Anthropologie der nachmetaphysischen Epoche“. Unter dieser Rücksicht ist es lesenswert, ein aufklärendes Buch; aber es klärt kein Dunkel auf, sondern über ein Dunkel, nämlich das dunkle, ja erbärmliche Menschenbild dieser „nachmetaphysischen Epoche“. Lesenswert, als Anregung, sind die Gedanken, ob ich mein Kopf bin oder mein Körper oder was

sonst; noch anregender ist Amérys Bekenntnis: „Ich glaube, um diesen Gedankengang weiter zu führen, überhaupt nicht, daß jemand ‚sich liebt‘ (im gleichen Verstande, wie er einen anderen liebt) — so wenig, wie seine Ich-Kondition ihm erlaubt, sich zu hassen. ... Wer sich sieht, sich liebt, sich haßt, tut dies stets mittelbar, indem er den Blick der anderen, von dem ihm sprachlich (verbal oder auf andere semiotische Weise) Kunde ward, flüchtig und immer auf Widerruf interiorisiert“ (100). Bedenklicher — im genauen Sinn des Wortes — sind seine Ausführungen über die Lebenslüge gegen Ende des Buches. Das meiste andere ist engagierte und dennoch unverbindliche Plauderei über grausige Selbstmordfälle, unmenschlich durch die angeknüpften, schöngeistig verbrämten Interpretationen. Die Überlegungen zur Lebenslüge sind aufschlußreich: Jeder werde schließlich begreifen, „daß er in der Lüge gelebt hat... nicht anders als Sartre“, dem Améry sich vor allem verpflichtet weiß, wie er im Vorwort angibt. Nur der Tod sei dieser Lebenslüge gegenüber „Minute der Wahrheit“, „der einzige Weg ins Freie“ (125 f). Er nennt daher den Selbstmord — „Ich mag das nicht“ (11) — Freitod und sieht nicht, daß er in der Lebenslüge fortfährt und sie zu einer Sterbenslüge macht. Denn natürlich — da folgt er seinem Sartre — ist der Tod absurd wie das Leben. Daß er die Absurdität mindere, behauptet er wider alle Vernunft. Wie soll durch eine letzte Absurdität anderes weniger absurd werden? Vor allem aber ist die Silbe „Frei-“ in dem Wort Freitod eine Lüge. Eine massive Selbstbelugung steckt darin — und in dem ganzen zugrundeliegenden Menschenbild, denn frei wählen kann ich nur, wenn ich Gründe für meine Wahl habe, nicht jedoch, wenn alles absurd ist. — Diese Arbeit bietet also Stoff zur Diskussion, sie fordert Auseinandersetzung. Sie ist für den, der dagegen denkt, ein anregendes, aufklärendes, für den neutralen, wissenschaftlich interessierten Beobachter ein überflüssiges, für den geistigen Mitläufer ein schädliches, ein irreführendes Buch.

Albert Keller, München